

Ein Erlebnis.

Von Mor erzählt und von John D. Warren niedergeschrieben.

Zwei Herren standen mit ersten Gesichtern zusammen, und als ich ihnen vorbeiging, sagte der eine, mit einem neidischen Blick auf mich: „Ja, so ein Hund, dem gehts gut, der braucht sich wegen nichts den Kopf zu zerbrechen.“

Ich ging auf den Herrn zu und sagte höflich: „Sie irren sich mein Herr, ich werde Ihnen eine Geschichte aus meinem Leben erzählen.“

Es war 11 Uhr und die Arbeiter der Packhäuser am Hafen hatten Mittagszeit. Einer hielt mir eine Käsebrinde hin und rief „Mor“. Da sprang ich mit einem eleganten Saie über Bord an Land. Ich hatte ganz vergessen, daß wir gerade in See stachen, und als die Erleuchtung über mich kam, setzte fast mein Herzschlag aus, weil ich den Dampfer nur noch in weiter Ferne sah.

Natürlich klemmte ich den Schwanz zwischen die Beine und heulte. Ich war der Liebling des Kapitäns, und wehe dem, der mir ein Haar krümmte! Überall an Bord durfte ich herumspazieren; ein Vorrecht, von dem ich allerdings in taktvoller Weise Gebrauch machte.

Der beste Beweis für meine große Beliebtheit bei den Passagieren ist wohl, daß mich alle Damen gern auf dem Schooß haben wollten, um beim Romanlesen in meinem weichen, glänzenden Fell traulich zu können, so daß es einmal meinethwegen eine Todfeindschaft zwischen einer englischen Lady und einer französischen Gouvernante gab.

Die Gouvernante gab mir kleine Käsestücke, die sie vom Dessert mitgebracht hatte, weil sie meine Vorliebe dafür kannte. Das veranlaßte die Lady in giftiger Zune zu sagen: „Belanntlich verliert durch viel Käse das Fell den Glanz, Miß Goublier.“

Worauf die Französin antwortete: „Wenn Sie das wissen, dann essen Sie doch einfach keinen, Lady Salisburn.“

Die Freundschaft mit den Hafentauern war natürlich auf die Dauer nicht haltbar. Ganz abgesehen davon, daß ich nur an die beste Gesellschaft gewöhnt war, und daß ihre plumpe Vertraulichkeit bald in familiäre Grobheit überging, weil sie das waschsame Auge des Kapitäns von Bord aus nicht mehr zu fürchten brauchten, machte meinem Verkehr mit ihnen das Auftauchen eines großen Katers ein Ende. Derselbe kam von einer längeren Reise zu Verwandten zurück, wie er behauptete, begegnete aber in Folge seines abgemagerten Aeußeren allgemeinem Mißtrauen, und es wurden beleidigende Bemerkungen über seinen moralischen Lebenswandel laut. Die Wuth darüber ließ er nun an mir aus. Weil ich gutmüthig veranlagt bin, ließ ich mir viel gefallen, als er aber anfangs, die Betätigung seiner scharfen Krallen auch auf das Gebiet meiner Augen zu erstrecken, zog ich es vor, über die Brücke zu gehen und mit auf der anderen Seite des Hafens ein neues Heim zu suchen.

Bald empfand ich auf meinem Lager roher Baumwolle, daß die Kratzwunden über meinen Augen anfangen, sich zu entzünden. Da fühlte ich mich sehr vereinsamt und schmete mich nach den Menschen. Außerdem trieb mich der Hunger schließlich aus meinem Schlupfwinkel heraus, und ich bummelte der Stadt zu.

Stundenlang trieb ich mich nun in den Hauptstraßen umher, und alle Augenblicke hörte ich die Menschen laut aufschreien, weil ich fast unter die Räder gekommen wäre.

Diese Beweise ihrer Liebe für mein kostbares Leben, die mich an meine unergreiflichen Seereisen erinnerten, rührten mich tief. Wenn ich jedoch zu ihnen lief, um meinen Dant auszubringen, jagten sie mich zurück, wobei sie nicht selten meine Aufmerksamkeit auf ihr elegantes Schuhzeug zu lenken verstanden.

So kam die Nacht heran und ich setzte mich philosophirend auf die unterste Stufe einer großen Kirche. Dort sah ich lange, Anfangs interessirten mich die vielen, vorüberfahrenden Tramways. Aber mit der Zeit wurden es immer weniger, und endlich kam gar keine mehr.

Da blieb ganz in meiner Nähe ein Herr stehen und sprach beständig mit sich selbst. Die Sprache erinnerte mich an die Lady, die mir die Käsebrinde nicht gönnte, dagegen gewann er sofort meine Sympathie durch seinen Geruch.

Er roch genau, wie mein Kapitän mitunter. Dann wagte aber Niemand ihm zu nahe zu kommen, weil er für sein Leben fürchtete.

Als der Herr mich bemerkte, zog er höflich den Hut und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Nachtwächter, wann fährt der nächste Tram hier vorbei?“

Weil ich aus seiner Stimme auf ein gutes Herz schließen zu dürfen glaub-

te, legte ich mich winselnd auf den Rücken, strampelte mit den Beinen in der Luft herum und webelte mit dem Schwanz.

Das gefiel ihm und er fing an, mit mir zu spielen. Endlich sagte er: „Wenn kein Tram mehr kommt, müssen wir zu Fuß nach Hause gehen, Elise. Laß nur auf, daß Du nicht ausruftst, es ist Glatteis.“

Ich heftete mich nun an seine Fersen, während er wieder mit sich selber sprach.

An jeder Straßenecke blieb er stehen. Dann sprach er mit mir. Immer dasselbe. Entweder: Der Whistley ist ein ganz hervorragendes Laster, liebe Elise; dafür hast Du nur nicht das richtige Verständnis. Oder: Es war das letzte Mal, liebe Elise; ich verpöndle Dir, morgen einen anderen Menschen anzusehen.

Mit der Zeit — unser Weg war sehr lang, und mir kam es vor, als ob wir in einer Straße mehrmals waren — taumelte mein Freund immer weniger, und einmal sah er mich lange an. Es schien mir, daß ich ihm in dem Augenblick unbekannt vorfam, — Aber endlich sagte er zu meiner Verbitterung:

„Du siehst heute übrigens höchst heruntergekommen aus, Elise. Na, das ist ja egal. Schön warst Du ja nie.“

Mit einer gewissen Beforniß sah ich der Bekanntheit mit Elise entgegen, die jedenfalls seine Frau war. — Zweifel stiegen in mir auf, ob ich eine herzliche Aufnahme bei ihr finden würde.

Da hielten wir vor einem großen, eleganten Hause.

Mein Freund öffnete die Thüre und wir standen in einer weiten Halle, durch deren Oberlicht der Refler des hellen Nachthimmels fiel.

In der Mitte stand auf einer schlan- ten Säule ein großer Porzellanbübel mit einer Palme, vor dem mein Freund einige Minuten stille stand, ehe er vorsichtig daran vorbei ging, wobei er mich mit dem Rücken gegen die Wand drückte.

Leise flüsterte er mir zu: „Vorsicht, Elise! Das Ding da fällt leicht runter. So'n Volterabend löst fünfzehn Dollars.“

Von der Halle aus führten Thüren in verschiedene Zimmer. Jede sah er prüfend an, bis er endlich eine ener- gisch öffnete.

„Spaziere hinein, Elise! Hier kann uns kein Mensch heraus-schmeißen, ohne uns vorher zu kündigen.“

Ich trat ein, und als er sagte: „Mach es Dir bequem. Zieh Deinen Rock aus, Deine Hemdsärmel geniren mich nicht!“, sprang ich auf einen Schautstuhl.

Von dem Augenblicke an kummerte er sich nicht mehr um mich.

Ich sah nur noch, daß er die Dien- thür öffnete und seinen Hut genaltnam hineinpreßte, und dann hörte ich bald ein lautes Schnarchen.

Da ich mich geborgen sah, hielt ich es für das Beste, mich vorläufig nicht um meinen Sunner zu kümmern, und bald lag ich ebenfalls in tiefem Schlummer.

Am nächsten Morgen wectten mich Schritte auf, und ich sah durch die Spalte der nur angelehnten Thür den Brodmann durch die Halle gehen. Es wurde mir nun plötzlich klar, daß Brod eigentlich doch eine gewisse Be- rechtigung hat, sich zu den Nahrungsmitteln zu rechnen, was ich bisher an- geichts unzähliger Leittatessen stets sehr lächerlich gefunden hatte.

Ich dachte: den Mann mußt Du Dir zum Freunde machen. Aber meine Reflexionen hatten mich zu lange beschäftigt, denn ehe ich noch in die Halle getreten war, verschwand der Mann schon wieder durch die Thür. Ich wollte ihm nachlaufen, mußte aber in der Halle bleiben, da er die Thür festgeschlossen hatte.

In dem Augenblicke kam ein Dienstmädchen mit einem großen Eimer Wasser und einem Schrubber. Als sie mich erblickte, schrie sie laut auf, ließ in den Gang zurück und rief: „Madam, Madam; Da steht ein ganz dreidiger Köter mitten in der Halle!“

„Aha! Jetzt kommt die Elise, dachte ich.

Und richtig! Mit einer Feuerzange benaßnet, stürzte eine mit in's Maß- lose übertriebenen Körperformen ge- schenkte Frau aus der Küche auf mich zu.

Meine Sympathie erwarb sie sich durch ihr wenig vornehmes Auftreten beargwöhnenderweise nicht. Ich zog es deshalb vor, ihrer näheren Bekann- schaft aus dem Wege zu gehen, und entwichste wieder in's Zimmer, wo ich die hinterste Ecke unter dem Bett meines Freundes für die für meinen vor- läufigen Aufenthalt geeignete hielt.

Aber meine Verfolgerin trat auf die Schwelle.

Anstatt jedoch auf mich loszustrü- zen, ariff sie nach ihrer Nase, was mich überzeugte, daß bei ihr der Geruch, der mich zu meinem Freunde hin- gezogen hatte, kein Verständnis fand.

„Er ist schon wieder betrunken“, sagte sie zu dem Dienstmädchen. „Schade um den guten Menschen. Hoffentlich ist der Hund ihm nur nach- gelaufen. — Wenn er ihn nur nicht ge- lauft hat. — Hunde will ich auf fei- nen Stall im Hause haben. Das fehlt noch. Aber so'n nobler Miether findet man nicht so leicht. Nie rechnet er die Monatsrechnung nach.“

Dabei suchte sie mit den Augen be- ständig nach mir.

„Wo steckt das elke Vieh denn ei- gentlich? Ah, dort unter dem Bett!“

Na, da woll'n wir ihn ruhig lassen, bis Mr. Clare aufgestanden ist.“

Damit tauchte sie durch die Halle nach der Küche zurück.

Drei Thatfachen ergaben sich aus diesem Erlebnis zu früher Morgen- stunde: Erstens, daß ich mich in ei- nem nicht besonders gastfreundlichen Hause befand; zweitens, daß das nicht Elise war, und drittens, daß Mr. Clare nur möblirter Herr war.

Ich brauchte nicht lange nachzuden- ten, um mir zu sagen, daß ich in die- sem Hause überflüssig und unwill- kommen sei.

Als ich endlich ein furchtbares Gäh- nen hörte, wußte ich, daß Mr. Clare erwacht war. Schwanzwedelnd kam ich aus meinem Schlupfwinkel hervor, um so bald als möglich durch einen freundlichen Morgengruß die gestrigen guten Beziehungen wieder anzuknü- pfen.

Er sah mich jedoch nicht, weil er sich minutenlang mit dem Rücken beider Hände die Augen rieb. Deshalb sprang ich auf sein Bett und setzte mich zu seinen Füßen aufrecht hin.

Er zog die Hände von den Augen und starrte mich lange an. Schließlich sagte er:

„Was ist das für'n Vieh?“

In dem Augenblicke drang von drau- ßen eine störende Stimme herein: „Mister Clare, soll ich Ihnen den Kaffee an's Bett bringen?“

„Ja, Mister Greenwood“, ant- wortete Mister Clare, und fügte für sich hinzu: „Sie ist doch ein gutes altes Vieh“, was durchaus nicht meiner Ansicht entsprach.

Während Mr. Clare seinen Kaffee schlürfte, sah er mich lange an, und auch Madame Greenwood, die im Zim- mer geblieben war, blühte mir mit tüdlich — freundslichem Lächeln tief in die Augen.

Endlich sagte Mr. Clare:

„n hübscher Hund ist das, Mister Greenwood. Wo haben Sie denn den her?“

„Aber Mister Clare, machen Sie doch keine Witze! Das ist ja Ihr Hund!“

„Mein Hund?“ fragte Mister Clare, als ob er langsam seine Gedanken sammelte. „Wieso? ... Ach ja! Mir thun die Augen so weh! Ich kann ihn nicht gut sehen. Ich muß doch einmal zum Doktor gehen, um zu hören, wovon das kommt.“

Madame Greenwood lächelte, viel- sätend überlegen und sagte: „Ich habe nie gemerkt, daß Sie Hunde so gerne haben, Mr. Clare?“

„Hunde so gerne haben? Kann ich nicht ausstehen.“

Ich zitterte und mein Freund fuhr fort:

„Und das muß ich Ihnen sagen, Mister Greenwood, wenn ich den Köter wieder in meinem Zimmer finde, ziehe ich aus. Und wie das Vieh nach Whistley duftet!“

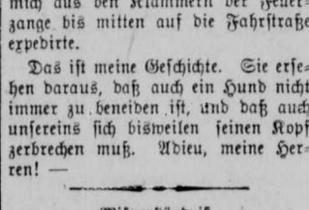
Dabei beugte er sich weit vor, um mich genau betrachten zu können. Ich versuchte Haltung zu wahren: als aber Madame Greenwood sich mir mit ih- ren Schärfrichteraugen näherte, zog ich mich so weit wie möglich zurück. — Plötzlich schrie sie laut auf und schrie, auf meine vom Kater zerlegten Augen zeigend:

„Und die Räube hat er auch! Das steckt an! Kommen Sie mir um Got- teswillen nicht zu nah! So ein dreidiger Köter!“

Schnell lief sie hinaus, während Mr. Clare mit einem ängstlichen Blick auf mich sich erhob und sein Beinlekt angoß. Ich durchlebte eine Minute entsetzlicher Spannung. Da erschien die tüdliche Greenwood abermals. Diesmal benaßnet. Schleidend und mit zusammengebissenen Zähnen und mich durch ihre starren Blide hypno- tisirend, näherte sie sich mir, öffnete die Waffe, eine große — Feuerzange, klemmte sie mir mit übermenschlicher Kraft in's Genid, hob mich hoch in die Luft, trug mich, gefolgt von Mr. Clare, durch die Halle bis vor die Thüre, und dort gab mir der Mann, auf den ich Rechts so große Hoffnun- gen für meine Zukunft gesetzt hatte, einen äußerst energischen Fußtritt, der mich aus den Klammern der Feuer- zange bis mitten auf die Fahrstraße expeditierte.

Das ist meine Geschichte. Sie ersehen daraus, daß auch ein Hund nicht immer zu beneiden ist, und daß auch unferneis sich bisweilen seinen Kopf zerbrechen muß. Adieu, meine Her- ren!

Mißverständnis.



Fremder: „Haben Sie nichts zum Aufhängen?“

Dorfwirth: „Ameq'n was, a'freut Gahna denn 's Leb'n nimmer?“

Frauenfreundschaft.

Novellette von L. M a n g o.

Wenn ihnen immer wieder der Un- glaube begegnete, der Frauenfreun- dschaft anzuwehelt und gering schätzt, dann nickten sie einander plüchelig zu, und in den liebenden Blicken lag ein freudiger Spott: „Die Dummen, was wissen denn die! Wir sind Freun- dinnen und bleiben's, wir haben in all den Jahren die Feuerprobe unserer Beständigkeit wohl bestanden!“

Es schien wirklich, als wären sie die Ausnahme, deren die Regel zu ihrer Bestätigung bedarf. Sie waren un- zertrennlich gewesen schon in den Kin- dertagen, die braune, schlante, energi- sche Anette, und die blonde, roßige rundliche, immer lustige Julia. Und das Leben, weit ent'ert ihre Wege zu trennen, führte sie immer enger zu- sammen. Anette hatte die Künstler- laufbahn gewählt, die leidenschaftlich geliebte Musik füllte sie ganz aus. Da ihr Können aber ganz hinter ihrem Willen und Wünschen zurückblieb, die Grenzen ihrer Begabung ein Aufstei- gen zu den höchsten Höhen unmöglich machten, versuchte sie es nicht erst mit Mittelmäßigkeit — und fattelte um, das heißt, sie war bald eine gesuchte und überaus geschätzte Lehrerin.

Julia wurde Volksschullehrerin, lebte in engen, kleinbürgerlichen Ver- hältnissen, bis die Mutter starb und der Vater ihr nach kaum einem Jahre folgte. Es schien, als hätte Anette darauf gewartet, um die Freundin wirklich völlig für sich zu gewinnen. Ihrer etwas genialen Mißachtung al- les Aeußerlichen war eine gewisse Or- dnung und Mithwirthschaft in ihren Verhältnissen zuzuschreiben, die sie recht unangenehm empfand, ohne die Kraft zu besitzen, jemals Wandel zu schaffen. Dazu war nun Julia da, diese plüchliche Ergänzung ihres Selbst. Ihr Eintommen als Musik- lehrerin, der sich die ersten Kreise der Stadt öffnete, im Vereine mit Ju- lias Gehalt und den Interessen von Anettes Vermögen ermöglichte ihnen ein überaus behagliches Leben zu zweien.

Sieben Jahre ungeörter Harmo- nie waren vorüber. Anette und Julia gingen voll ungetrübter, ungeschwü- chter Färtlichkeit aneinander. Sie wa- ren nun Beide über die Sturm- und Draperiode hinaus, Julia neun- undzwanzig, Anette zweiunddreißig. Die Augenblicke stillen Sehens, heis- tigen Wundens, deren es wohl we- nige gegeben haben mochte, wenn sie dieselben auch niemals laut werden lie- ßen, kamen nun immer seltener. Immer abgekürzter wurde ihr gegensei- tiges Gefühl, das Bewußtsein ihrer Un- löslichkeit immer klarer.

Und da — eines Tages, kam die braune — leidenschaftliche Anette spät und erhitzte zu dem gemeinsamen Mit- tagessen, ohne wie sonst mit aller Ruhe den Grund der Verpötna anzu- geben. Bismehr erlitten sie erregt, zerstreut, haltlos und erschaffen und da- bei doch bemüht, harmlos und unbe- fangen zu scheinen.

Julia, feinfühlig und klar, merkte sofort: „Holla! — da stimmt was nicht!“ Da Anette aber schweig, fragte sie nicht. Und doch war es das erste Mal, daß sich eine Feindlichkeit zwi- schen die Beiden stahl, die bisher auch keinen Gedanken vor einander bewußt verborgen hatten.

Anettes Unpüchlichkeit nahm zu. Ein- oder zweimal war sie überhaupt nicht zu Tische gekommen, sondern hatte im letzten Augenblicke einen Bolen geschickt, und dann später über Ueber- bürdung geklagt.

Julia schwegte. Und Anette, die sich durch dieses Schweigen bedrückt fühlte, wurde nervös und kritisch, wie sie es nie vorher gewesen.

Warum läßt sie schweigend kri- tisch?“ grüßte sie erboht, „schließlich bin ich frei und kann thun, was ich will!“

„Warum spricht sie nicht?“ fragte die blonde Julia tiefgetrünt, „wir ge- hören zusammen, warum schaltet sie mich jetzt aus? Aber aufdrängen wer- de ich mich nicht!“

Julia war tief unglücklich, ließ es merken, schmolte einfüßig, kurz, es war unsagbar peinlich und ungemüth- lich, so daß Anette eines Tages kurz resoltvort Julia an beiden Händen packte und vorwurfsvoll fragte:

„Soll das so weiter gehen zwischen uns?“

„Kann ich dafür? Warum spricht Du nicht?“

„Warum fragst Du nicht — ich wartete nur darauf!“

„Wie konnte ich das ahnen. Ich dachte, Du wolltest mir etwas verber- gen!“

„Ist ja Unsinn — schließlich sind wir doch frei und unabhängig!“ sagte Anette wie lauernd

Julia rief denn auch ihre hübschen, blauen Augen erschreckt auf: „Du bestinst das so sehr —“

„Ja, Kind — weil — ich hab' einen gern, rasend — abgöttisch — und er mich! So — jetzt weilt Du's!“ stieß Anette erregt heraus, wie erlöst, daß es nun so weit war.

Und Julia? Sie weinte verzweifelt, fassungslos. Nun war Alles aus.

Anette begütigte, tröstete. Das sei ja Kinderei. Er nahm ihr nichts, gar nichts. Liebe und treue Freundschaft, konnten die nicht gleich stark in der Seele leben. Sie möge ihn, der er ihr so theuer geworden, doch nur erst len- nen lernen, und sie würde sehen, daß sie, anstatt die Freundin zu verlieren, noch einen Freund dazu gewann. Julia wollte sich nicht beruhigen, aber schließ- lich gelang es Anette doch, sie zu beru-

higen, ihn“, Herrn Doktor Richard Vollradt, bei sich zu empfangen. Sie sandte sofort eine Depesche ab, und eine Stunde später sah die vermeinte blonde Julia in das kluge, feinge- schnittene Gesicht ihres Todfeindes“, mit dem sie eine halbe Stunde nachher bereits so animirt plauderte, daß Anette mit einem nervös zerquälten Gesichtsausdruck daneben saß und sich sehr überflüssig vorkam.

Raum allein geblieben, fiel Julia der Freundin erregt um den Hals: „Du hast recht, Anne — er ist ent- zündend — ich werde ihn lieben wie Dich!“

„Das ist nicht unbedingt nöthig!“ gab Anette, Julia wegschiebend, so unwirksam zur Antwort, daß die ganz erstaunt aufschah und ein wenig höf- nisch bemerkte:

„Mir scheint gar, Du bist eifersüch- tig?“

„Könnte mich einfallen! Auf Dich!“

„Na, na, sei nur nicht gar zu sie- gesicher!“

„Seine Scherze finde ich geschmad- los!“

„Ich scherze gar nicht! Du reizest einen ja förmlich mit Deiner Ruhe.“

„Soll das eine Drohung sein?“

Julia gab keine Antwort; aber zum ersten Male seit den Kindertagen gin- gen die Beiden ohne Gruß zu Bett.

Es herrschte ein schwüles, drüden- des Schweigen zwischen den Freun- dinnen. Julia war ruhig und heiter, Anette voll leidenschaftlicher Nervosi- tät. Und eines Tages, als sie von ei- nem gemeinschaftlichen Ausfluge zu- rückkamen, brach der Sturm los. Zit- tern vor Erregung, sagte Anette Ju- lia an der Kachel: „Du scheinst offen- bar zu vergessen, daß ich Vollradts Braut bin!“

„Ich denke nicht daran!“

„Dann finde ich Deine Kofetterie und Vertraulichkeit schmadvoll!“

„Und ich Deine Eifersüchteleien lä- cherlich. Sagtest Du nicht, er soll mein Freund sein?“

„Allerdings, nur scheint Du es darauf anzulegen, ihn völlig zu dem Deinen allein zu machen!“

„Das ist eine gemeine Verdächtig- ung.“

„Wiel gemeiner als die Wahrheit!“ schrie Anette, ihrer selbst nicht mehr mächtig.

„Lügenerin!“ Die nicht allzu kleine, schön gesormte Hand Julias sah mit- ten drin in Anettes grünlichgelbem, nervös verzerrtem Gesichte.

Wie eine Rage hatte sich aber Anette auf die viel stärkere Freundin gewor- fen, sie gegen die Thüre gedrängt, diese aufgerissen und mit einem Rud die Ueberaschung hinausgeschoben.

So! Hoch aufathmend lehnte sie sich erschöpft gegen die Wand. „So vertheidige ich mein Eigenthum,“ sagte sie dann sehr befriedigt.

Wenn seitdem die beiden Unzer- trennlichen einander zufällig auf der Straße begegneten, dann schaut die Eine rechts, die Andere links, als hätten sie einander nie getannt.

Und die „lieben Freunde“ reiben sich tüdchend die Hände. Hätten sie's nicht gleich gesagt? Weiberfreun- dschaft! Lächerlich!

Der Fled.

Bei dem Professor der Chemie B... n ist große Gesellschaft. Ein Diener servirt so ungeschickt, daß er einen Fled in das kostbare Kleid der Frau Regierungsräthin G... d macht. Der Herr Professor erbittet sich sofort die Robe für den nächsten Tag, um in seinem Laboratorium den Fled zu entfernen, welchem An- gebot unter allgemeinem Beifall zuge- stimmt wird. Nächsten Tag wird nun der Fled mikroskopirt, extrahirt, mit Benzin gewaschen, ausgeäthert usw., aber alles umsonst. Der Uebel- thäter verschwindet nicht. Ein Miß- erfolg wäre einer Blamage gleichge- kommen, und so schickt nun der Pro- fessor die Robe in die chemische Pu- gerei. Als er des Abends die Robe selbst abholt und vollkommen steden- rein findet, fragt er aufs höchste er- staunt: „Ja, wie haben Sie denn das gemacht?“

„Mit Seife und Wasser,“ antwor- tete der Fledpuher.

Schredliche Drohung.

Der Winter war mit Schnee und Eis gekommen, und der arme Vaqa- bund hatte bitter unter der Kälte zu leiden. Da, eines Tages hatte er Glück. Ein Gendarm ariff ihn auf und verhaftete ihn wegen Vaqabund- rens. Außer sich vor Freude über die sichere Aussicht auf ein warmes Nach- tlag und ein Abendessen marschirte er laut singend neben dem Manne des Gelehes her. — „Still!“ herrichte die- ser ihn schließlich an, — „aber ich — lasse Sie laufen!“

Immer die gleiche.

In einer Gesellschaft wird eifrig über die Bewohnbarkeit des Planeten Mars diskutirt. Frau Kommerzien- räthin Butterberg, die gerne mit ih- rer, in allen Welttheilen verzweigten Verwandtschaft renommirt, meint zum Schluß: „Neugierig war' ich aber wirklich, ob auf dem Mars Men- schen wohnen! Man weiß nicht, ob man nicht doch jemanden dort hat.“

Kaltblütig.



Zwei Hochtouristen, die aneinander- gefeilt sind, kürzen kein Abstieq ab und bleiben zum Glück nur leicht ver- letzt, an einer schauerlichen Stelle hän- gen. „Den Nachmittagschnellzug“, meint einer, seine Uhr ziehend, „wer- den wir wohl jetzt nicht mehr errei- chen!“

Der Unterschied.

„Der Kollege“, sagt ein Doktor der Rechte zu einem Doktor der Medizin, „was glauben Sie, was für ein Un- terschied zwischen mir und Ihnen ist?“

„D“, versteht dieser, „ich weiß. Die Doktoren der Medizin machen kurzen — und die Doktoren der Rechte recht lanqe Prozesse.“

Abwech.

Photograph: „Aber, Herr Grimmig, die Hände dürfen Sie nicht ballen, und ein viel, viel freundlicheres Ge- sichte müssen Sie machen.“

„Lassen Sie nur; meine Schwäge- rin hat mir heute geschrieben, sie wolle mich mit ihren fünf Kindern besu- chen, und da möchte ich ihr vorher mein Bild verehren.“

Inverwüthlich.

Studiosus Pump: „Der Ballet- stoff sieht aus aus; ist er aber auch dauerhaft?“

Schneider: „Ach sage Ihnen, Herr Spund, der wird noch ganz sein, wenn Sie die letzte Rate auf den Ueberzieher zahlen werden!“

Malitios.

„Den! Dir nur, der Müller, dieser freche Mensch, hat mein Alter auf dreihä Jahre geschätzt... ich hab' ihm aber ordentlich die Wahrheit gesagt!“

„Und was hat er dann zu Deinen sechsunddreißig gemeint?“

Der Roth gehorchend.

Richter: „Sie gehen also ein, dem Herrn Apotheker, als er Ihnen die verschriebene Medizin auslieferte, die Taschenuhr gestohlen zu haben? Können Sie einen Milderungsgrund angeben?“

Ungeklagter: „Ach befand mich in einer Quamslage! Ich hatte keine Uhr, und auf der Medicinflasche stand: „Stündlich einen Schlüssel voll!““

Alter Adel.

A: „Ich glaube, die Gensenhau- sers sind wohl von altem Adel?“

B: „Da haben Sie ganz recht, die haben noch von den Kreuzzügen her Schulden!“

Einziges Mittel.

Hausfrau (leise zu ihrem Gatten): „Du, August, die Unterhaltung stoch jeden Augenblick, ich glaube, unsere Gäste lanqeweilen sich schredlich, was machen wir nur?“

Hausherr: „Na da bleibt uns nur eines übrig, wir müssen auf einige Zeit das Zimmer verlassen, damit sie über uns klatschen können!“

Sweicerei Standpunkt.

„Da, schau her, Alte, endlich hat die Kellnerin auf eingeschickt!“

„Na, da brauchst nur ein Glas zu trinken!“

„Na, na, da trinkt i nacha erst recht — zwoo!“

Reisender Abias.

